

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 61=81 (1915)

Heft: 3

Artikel: Ueber die Todesfurcht

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-31920>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auch die materiellen Bedingungen der Kriegführung ändern sich im Verlauf der späteren Operationen und tragen dazu bei, der Kriegshandlung dieser Periode einen anderen Charakter zu verleihen, als ihn der Aufmarschkrieg aufweist.

Da alle Staaten zu heutiger Zeit das Bestreben haben, nicht nur die Wehrkraft überhaupt auf das äußerste zu steigern, sondern auch einen möglichst großen, jedenfalls aber den besten und zuverlässigsten Teil der Gesamtkraft des Heeres gleich für die ersten wichtigen Entscheidungen, also für den Aufmarschkrieg bereit zu stellen, so ist eine spätere Steigerung der Kraft, wenn überhaupt, doch nur noch in beschränktem Maße möglich durch Neuformationen, die ihre taktische Verwendbarkeit erst im Laufe des Krieges selbst erlangen sollen und durch rasch ausgebildete Ersatzmannschaften. Gestaltet sich also die erste taktische Entscheidung zu einer wirklichen Niederlage der einen Partei derart, daß der größte Teil ihrer Streitkräfte in diese Niederlage verwickelt und ihre Widerstandskraft für lange Zeit gebrochen ist, so wird zunächst nur noch um Zeitgewinn für neue Rüstungen gefochten werden können. Darum müssen die taktischen Entscheidungen des Aufmarschkrieges umso folgenreicher sein, je mehr schon in ihm die Gesamtkraft zum Einsatz kommt.

An diese Erörterungen wird man unmittelbar erinnert, wenn man den deutschen Aufmarschkrieg, seinen Verlauf und seine vorläufigen Ergebnisse, wie sie bis jetzt geschildert worden sind, betrachtet. Man wird aber noch mehr auf dieselben hingeführt, wenn man sich den Verlauf und die Folgen der nun einsetzenden französischen Gegenoperationen vergegenwärtigt. Es wird sich Gelegenheit bieten bei der Schilderung dieser französischen Maßnahmen hierauf zurückzukommen.

-t.

Ueber die Todesfurcht.

Wer heute irgend eine Zeitung zur Hand nimmt und sich über die Lage zu orientieren sucht, der wird allenthalben die Behauptung ausgesprochen finden, daß selbst ganz junge Truppen mit einer Todesverachtung (besser wäre es wohl, von Lebensverachtung zu reden!) ohne gleichen in die Schlacht ziehen und gezogen seien, die förmlich bezaubere, und zwar melden uns solches die Berichte von allen Kriegsschauplätzen in seltener Uebereinstimmung. Es ist das im höchsten Maße auffällig und merkwürdig, da man das gerade Gegenteil erwartet hatte, lehrten uns doch die Psychologen, daß der moderne Kulturmensch viel weniger Nervenkraft besitze als derjenige aus dem Anfange des letzten Jahrhunderts, hat man doch in den letzten Kriegen eine genügende Zahl von Fällen erlebt, wo selbst brave Truppen, plötzlich von panischem Schrecken ergriffen, auseinanderliefen, weil Todesfurcht sie auf einmal befallen hatte. Und nun gibt es allüberall nur noch Helden, die darauf brennen, sich auf den Feind zu stürzen, Löwen, deren Todesmut gar nicht zu bändigen ist, Tiger, die kaum mehr Menschen sind! Ich bin nun allerdings fest überzeugt, daß wenn einmal der große Augenblick kommt, wo „Friede auf Erden“ Wahrheit wird, gar manches sich wesentlich anders darstellen dürfte, als es

heute im Strudel der allgemeinen Begeisterung zutage zu treten scheint, wo nur das Hehre, Große, Gewaltige gemeldet wird, das Niedrige, Kleinliche, Schlimme gar nicht gesehen zu werden pflegt. Dann wird man auch erkennen, daß des alten Pater Abrahams a Sancta Clara Rat noch heute jedem Kämpfer in den Streit mitgegeben werden sollte, mitgegeben werden muß: Fürchte nicht den Tod, den unverschämten Krippenreiter, der überall Einlaß begehrt! Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, daß die Truppen sich auf allen Kriegsschauplätzen bewunderungswürdig schlagen.

Es ist nun nicht uninteressant, sich einmal mit dem Kapitel „Todesfurcht“ etwas genauer auseinander zu setzen; dabei leistet uns ein bei uns leider viel zu wenig bekanntes, unlängst „im Selbstverlage des Verfassers“, eines „alten k. u. k. Soldaten“, erschienenes Werk, das eine unglaubliche Fülle von Stoff enthält, „Die Soldatenbibel“ (Soldatenbücher, Gesammeltes und Eigenes I), vorzügliche Dienste — es sei bei diesem Anlaß der Aufmerksamkeit aller Kameraden angelegentlichst empfohlen. Ich folge ihm zum guten Teil wörtlich, da es fast alles enthält, was uns hier beschäftigt.

Die Todesfurcht läßt sich nicht ableugnen, sie ist etwas Menschliches, Allzumenschliches, Allgemeinemenschliches. Sie ist ein ebenso mächtiger und wichtiger Faktor der Menschheit und ihrer Entwicklung als die Lebenslust. Sie war wohl im Keime immer vorhanden seit Menschen und Tiere leben und existiert in unzähligen Abarten und Graden. Prof. Friedrich Kraus bezeichnet sie als eine Funktion der speziellen Gestaltung, ein natürliches Maß der Persönlichkeit in verschiedenen Zeitaltern, Rassen, Individuen.

Ihre Quellen sind ungemein zahlreich: der wie allen Tieren auch den Menschen innewohnende natürliche Lebenserhaltungstrieb und Verteidigungsinstinkt, das Persönlichkeitsbewußtsein und -Gefühl, kurz die Ich-Idee, die Unsicherheit des Lebens und die Sicherheit des Todes, die doch wiederum in ihrer letzten Instanz unsicher ist (das schicksalsreiche Wann!), der menschliche Egoismus — nach meinem Tode versinke ich, die Welt dauert fort, die übrigen Menschen leben, lieben weiter — der sich auf Denk- und Gefühlsfehler gründet.

Untersucht man die Psychologie der Todesfurcht genauer, und sucht man deren Entstehung zu ergründen, so wird man zum Schlusse kommen: es scheint, daß die Menschen erst allmählich gelernt haben, sich vor dem Tode eigentlich zu fürchten, wenn ihnen auch von Anfang an vor dem Allesvernichter gegraut hat. Nun suchten sie nach Gegenmitteln. Es tauchen zunächst die phantastischen Gestalten des Medizinmannes, des Teufelsbeschwörers auf, die Vorfahren des Arztes. Und als die Gegenmittel alle nicht recht wirken wollten, suchte der Mensch Trost im Glauben, im Glauben an die Fortdauer nach dem Tode und schließlich in der Philosophie.

Nicht der Tod, sondern die Todesfurcht ist ein Unglück. Der Feige stirbt tausendmal, der Mutige nur einmal! Wer sterbensbereit ist, wer zu sterben weiß, fürchtet wenig oder nichts.

Kann die Todesfurcht überwunden werden? Sie ist, wie jedes Gefühl, auf physische und psychische Dispositionen und Schwächen aufgebaut, die „Nerven“ spielen also die Hauptrolle. Sie können bekanntlich „erzogen“ werden. Schwächen aller Art

werden überwunden durch die Macht des persönlichen Beispiels anderer — doch darauf können wir im entscheidenden Augenblick nicht sicher rechnen — durch die Macht der Religion, endlich auch durch persönliches Nachdenken — nicht aber durch Bücherphilosophie! Allein die Vorbedingungen hiezu sind gar nicht leicht, gilt es doch den persönlichen Egoismus, die Eigenliebe zu überwinden: Der Mensch muß klar erkennen, welch winziges Plätzchen das unendlich kleine Stäubchen menschlicher Existenz, der Einzelne im Weltall, einnimmt, ferner daß der Zusammenhang des Ganzen mit dem Erlöschen der Einzelexistenz keineswegs verloren geht! Das herauszufinden und zu erkennen, ist jedoch für manchen recht bitter.

Die Philosophen von Beruf haben sich längst mit dieser Tatsache abgefunden. Schon Plato meint: Niemand weiß vom Tode auch nur, ob er nicht der Güter größtes ist; die Menschen fürchten ihn aber, als wüßten sie gewiß, daß er der Uebel größtes ist. — Die Stoiker verneinten die Todesfurcht und argumentierten: Wo wir sind, ist der Tod nicht; wo aber der Tod ist, sind wir nicht! Einer ihrer Hauptführer, Epiktet, sagt: Der Tod ist nichts Schreckliches, sondern die Meinung von dem Tode, daß er etwas Schreckliches sei, das ist das Schreckliche! Und Seneca lehrt: Wer den Tod fürchtet, wird nie wie ein lebender Mann handeln. Also darf ich ihn nicht fürchten. Marc Aurel endlich bemerkt: Wer sich vor dem Tode fürchtet, der fürchtet sich entweder vor dem Aufhören jeglicher Empfindung oder vor einem Wechsel des Empfindens. Wenn man nun gar nichts mehr fühlt, so wird man auch kein Uebel mehr fühlen. Erhalten wir aber eine andere Art des Fühlens, so werden wir auch zu anderen Wesen und hören mithin nicht auf zu leben. Von neueren Philosophen schreibt Spinoza: Wer streiten kann, braucht sich vor nichts zu fürchten, und Kant meint: Den Tod fürchten die am allerwenigsten, deren Leben den größten Wert hat. Allein der gewöhnliche Mensch ist leider kein Philosoph von Beruf; er kann sich deshalb nicht mit der Ueberlegung des Publius Syrus abfinden: *Stultum est timere, quod vitare non potes*, zu deutsch: es ist töricht, etwas zu fürchten, dem man nicht entinnen kann.

Es besteht also zu Recht, was Oberstleutnant Montaigne in seinen „*Etudes sur la guerre*“ behauptet: Die Furcht ist unser eigentlicher Feind. Sie beherrscht uns vollständig, sie nistet sich ein in Seele, Körper und Gehirn. Gegen sie müssen wir uns schützen, gegen sie unser ganzes Sein wappnen.

Wir müssen uns also als Soldaten mit der Todesfurcht abzufinden suchen, denn der Soldat ist doch in allererster Linie Mensch. Und in der Zeit der Massenheere ist es rein ausgeschlossen, nur die „geborenen Soldaten“ auszuheben und einzureihen. Ob einer für den Krieg prädestiniert sei oder nicht, ist gleichgültig: wenn er physisch tauglich ist, wird er eben eingestellt. Die Soldatentodesfurcht ist also eine von den allgemeinsten Soldatenkrankheiten und zwar nicht etwa nur eine „Kinderkrankheit“, denn es ist erwiesen, daß selbst alte, graue Krieger von ihr befallen werden können. Das wußten schon die alten Griechen und Römer, deren Sängere es uns kund tun. Der große Sultan Mohammed der Eroberer sagte einmal: Der Tod erreicht den Menschen nur einmal, die Todesfurcht aber begleitet ihn bis zur Ankunft des Todes. Deshalb ist die Todesfurcht schwerer zu tragen als der Tod selber.

Die Todesfurcht ist demnach der schlimmste Feind des Soldaten, denn sie erzeugt das größte aller Vergehen, die Feigheit. Und diese schrecklichste aller Geiseln besiegt Ehre, Pflichtgefühl, Mannhaftigkeit, Treue, ja selbst den Fahnenid; sie zerreißt die festen Saiten gesunder Disziplin, sie untergräbt und ruiniert alles, was heilig ist und gut. Die Todesfurcht überwinden, heißt also auch die Feigheit besiegen.

Um das zu erreichen, griffen die alten Germanen und andere Völker zu drakonischen Mitteln, denn sie wußten, daß hier Schwachheit übel angebracht war. Sie setzten auf Todesfurcht und Feigheit den Tod selber: wer den ehrlichen Schlachtentod fürchtete, erlitt den schimpflichen Henkertod! Manche Militärpädagogen reden auch heute diesem Verfahren das Wort und meinen, wenn auf der Todesfurcht die Todesstrafe stände, so würde die Angst leichter überwunden und der Schaden wäre vermieden. Auf diesem Standpunkt stehen auch unsere Kriegsartikel, wenn sie vorschreiben: Wer in der Gefahr die Waffen wegwirft... wer die Flucht ergreift oder dazu anreizt, der wird mit Zuchthaus oder nach Umständen am Leben bestraft. Ein Offizier kann Flüchtlinge, die auf seinen Befehl nicht stehen wollen, niedermachen... Allein das ist nur die Quittung für die vollendete Tatsache. Nun gilt aber überall in der Welt der Grundsatz: Es ist viel besser, ein Uebel zu verhindern zu suchen, als die vollendete Tatsache wieder gut zu machen! oder vielleicht einfacher: Vorbeugen ist leichter als wiederherstellen! Es müssen deshalb Mittel und Wege gefunden werden, die Erziehung des Soldaten so zu beeinflussen, daß die Todesfurcht schwindet oder gar ganz verschwindet. Prof. Kraus glaubt das Geheimnis der Erziehung gefunden zu haben, wenn er in seiner Broschüre: „*Vom Tod und vom Sterben*“ schreibt: Sorgen wir dafür, daß alle organische Entwicklung im Geiste festgeprägter Individualität sich vollziehe, die ebensowohl zu isolieren, wie über sich hinaus zu wirken versteht. Machen wir also im vollen Bewußtsein den Mut zum Lebensprinzip, den Mut, der auch durch Todesleid hindurchgeht und nicht zögert, im Interesse des Aufstieges der Nation wie einst in den Freiheitskriegen das Leid aller zu tragen und das Leid zum Stimulus des Lebens, zum Schöpferwillen zu erheben!... Der Gedanke ist gut: die Todesfurcht soll also nicht durch den landläufigen Begriff der Todesverachtung, sondern durch den festen Todesmut bekämpft, der Mann zum bewußten Todesstreiter erzo-gen werden, nicht als Fatalist wie der Muselman, sondern als zielsicher ringender Mensch, als Individuum, das ganz bestimmt weiß, daß das Leben der Güter höchstes nicht ist und daß infolge dessen der, der das Leben höher schätzt als seine Ehre, ein Verbrechen begeht an sich selber und an der Gesamtheit. Ob es allerdings möglich sein wird, die Erziehung aller in Kraus'schem Sinne zu leiten, darüber wage ich kein Urteil zu fällen.

Daß das Beispiel besonders beherzter Leute die Todesfurcht der Masse zu besiegen vermag, ist eine durch zahllose Beispiele erhärtete Erfahrungstatsache. Die Suggestion wirkt oft gewaltig (leider aber auch im negativen Sinn), und Napoleon hat gewiß Recht, wenn er behauptet, nachdem er nachgewiesen hat, welch ungeheurer Anstrengungen es bedarf, um durch Erziehung das zu erreichen, was im Angesicht des Todes vorhalten soll: Im Augen-

blick, wo man das Leben verlassen soll, klammert man sich mit doppelter Kraft daran.

Wer vor Zeugen stirbt, stirbt immer mutig, lehrt Voltaire. Dieses Wort enthält viel Wahrheit: es ist namentlich viel schwerer, ungesehen und unbemerkt sein Leben in die Schanze zu schlagen, als inmitten seiner Kameraden, die auf den Einzelnen suggestiv einwirken, denn Massensuggestion hat zu allen Zeiten die größte Wirkung gehabt. Das wollen wir nie vergessen.

Wenn wir alle Faktoren überblicken, so werden wir zur Erkenntnis gelangen, daß bis zur Stunde noch kein Allheilmittel gegen die Todesfurcht gefunden worden ist und daß der Messias noch nicht in die Welt kam, der uns die allein wahre Lebens- und Todesphilosophie gebracht. Und wäre er auch erschienen, wären seine Lehren wohl angenommen worden und so rasch in Fleisch und Blut übergegangen? Zu leben wissen, ist Lebenskunst, meint der „alte k. und k. Soldat“, welche nicht viele Schüler hat, in Lessings „zu sterben wissen“ liegt die große, geheime Todeskunst, welche noch viel weniger Schüler und Adepten hat. Und in dieser Kunst ist vollkommen scheinende Todesverachtung mehr oder weniger bewußtes oder unbewußtes Schauspielertum oder Selbsttäuschung. Einzelne Ausnahmen natürlich vorbehalten. . . .

Hat er Recht? Ich glaube nicht. Wenigstens scheint mir die Gegenwart das Gegenteil zu beweisen. Auch wenn wir von den einlaufenden Berichten vieles wegstreichen und namentlich all das entfernen, was jeden Einzelnen zum Helden stempeln will — *eines* bleibt doch sicher bestehen, die Tatsache nämlich, daß der arme, neurasthenische, durch die Jagd nach Gewinn degenerierte Mensch der psychologischen Literatur der Neuzeit sich geradezu hervorragend gut schlägt, daß er trotz seiner Nerven ein bewundernswert todesmutiger Kämpfer ist, daß ihn die Todesfurcht in erheblicherem Maße beherrscht als wir nach allem, was wir bisher über die Nervenkraft des Europäers zu wissen glaubten, anzunehmen berechtigt waren. Und woher kommt das? Ist die „Nervenerziehung“ etwa besser geworden? Oder hat sich am Ende doch der Messias der Todesphilosophie in letzter Stunde eingestellt?

Ich glaube, das letztere sei der Fall, wenn auch in etwas anderer Weise, als man vielleicht annehmen könnte. Den Schlüssel dazu geben uns die verschieden gefärbten Bücher in die Hand, welche die einzelnen Regierungen zur Stunde herausgeben: jedes der kriegführenden Völker und in ihnen der hinterste Mann ist felsenfest davon überzeugt, daß der böse Nachbar den Krieg gewollt, angefangen und im Sinne hat, die Nationen, mit denen der Kampf geführt wird, zu vernichten. So ist allüberall eine Massensuggestion entstanden, wie zur Zeit der Kreuzzüge. Gott will es! Gott ist mit uns!, so tönt es aus allen Heeren, und weil Gott es will, so kämpft der Einzelne aus vollstem Bewußtsein für die gerechte Sache, für seiner Volksgenossen Existenz und Wohlergehen; er will aber zugleich auch Rache nehmen für die seinem Volke angetane Schmach. So werden die Krieger förmlich elektrisiert, sie stehen unter der Herrschaft eines einzigen großen Gedankens, der alle anderen im Aufkeimen erdrückt. Und dieser Gedanke macht die Todesfurcht erblassen und schwinden, drängt sie so zurück, daß selber die Geschlagenen nicht verzagen, da sie siegen müssen, weil sie siegen wollen. Hierin scheint mir alles zu

gipfeln, hierin scheint mir das Geheimnis zu liegen: was wohldurchdachte Erziehungsgrundsätze kaum zustande gebracht hätten, das erzielte eine gewaltige Vorstellung, das bewirkte wieder einmal die Massensuggestion.

Es wird für den Kriegspsychologen ungemein lehrreich sein, diesen Spuren nachzugehen und nach Abschluß des Völkerringens zu untersuchen, ob die hier dargelegten Gedanken und Vorstellungen haltbar und richtig sind. . . . M.

Das Auge der Unterseeboote.

Wie findet ein Unterseeboot während der Unterwasserfahrt seinen Weg? Bei der Fahrt an der Oberfläche gleicht es ja bezüglich der Innehaltung des richtigen Kurses jedem anderen Schiff. Anders jedoch ist die Sache, wenn das Tauchboot seine Unterwasserfahrt antritt. Hier läßt sich zwar der Kurs immer noch mit Hilfe des Kompasses einigermaßen innehalten, doch wäre jedes Ausweichen vor etwa entgegenkommenden Fahrzeugen unmöglich, wenn es nicht noch eine besondere Vorrichtung gebe, die auch während der Tauchfahrt eine Beobachtung der Wasserfläche zuließe. Diese Beobachtung ermöglicht das Periskop, das man das „Auge des Unterseebootes“ nennen könnte. Ein solches Periskop besteht aus einem teleskopartig zusammenschiebbaren Rohr von etwa 6—7 Meter Länge, das meist aus der Kommandokuppel der Boote herausragt. Sowohl das obere, als auch das im Inneren des Bootes befindliche untere Ende sind mit einem schräg angeordneten Spiegel ausgerüstet. Taucht nun ein Boot unter, dann wird das Periskop herausgeschoben, so daß das obere Ende des Rohres mit dem Spiegel über die Wasserfläche herausragt, auch wenn das Boot längst einige Meter tief unter dem Wasserspiegel dahinfährt. Das Bild des Horizontes wird nun vom oberen Spiegel aufgenommen und von diesem, da er unter einem Winkel von 45° zur Wasserfläche angeordnet ist, unter dem gleichen Winkel wieder zurückgeworfen. Mit anderen Worten: Die Lichtstrahlen fallen genau in das Innere des Rohres. Hier werden sie alsdann von dem im gleichen Winkel angeordneten unteren Winkel aufgefangen und abermals zurückgeworfen und zwar diesmal in das Bootsinnere hinein. Der Beobachter kann auf diese Weise alle auf der Oberfläche sich abspielenden Vorgänge genau beobachten.

Freilich ist diese eben geschilderte Einrichtung eines Periskops nur die einfachste Form und verkörpert gewissermaßen nur das Grundprinzip des indirekten Sehens. In den ersten Anfängen der Unterwasserfahrt mußte man sich indessen in Ermanglung besserer Hilfsmittel mit dieser Einrichtung begnügen. Ist auch das Grundprinzip des Periskops bis heute das gleiche geblieben, so hat doch im Laufe des letzten Jahrzehntes eine weitgehende Vervollkommnung dieser Instrumente stattgefunden. An Stelle der Spiegel sind Prismen getreten. Ferner hat man im Inneren der Rohre mehrere Linsen angeordnet, die das oben aufgefangene Bild in schärferer Gestalt wiedergeben. Trotz dieser weitgehenden Verbesserung gehört immer noch eine große Sachkenntnis und viel Übung dazu, um das gespiegelte Bild richtig ablesen und erfassen zu können, denn das verhältnismäßig dünne Stahlrohr des Periskops wird